

Sprache und Welt

Von Dr. Hans Glinz

Professor für deutsche Sprache und ihre Didaktik
an der Pädagogischen Hochschule in Kettwig
Titularprofessor für Sprachtheorie an der Universität Zürich
Honorarprofessor an der Universität Bonn

Rede anlässlich der feierlichen Überreichung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
durch den Herrn Oberbürgermeister am 14. Juni 1962

2. Auflage



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT · MANNHEIM

DUDENVERLAG

Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke
des Bibliographischen Instituts
als Warenzeichen eingetragen

Die Verwendung des Titels „Sprache und Welt“ erfolgt im Einverständnis mit
Herrn Hans Heinz Holz, der 1953 unter diesem Titel im Verlag G. Schulte-Bulmke
in Frankfurt ein Buch über Probleme der Sprachphilosophie veröffentlicht hat.

Der Verfasser dankt Herrn Holz für dieses Einverständnis.

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages

© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1962

Gesamtherstellung: Zehnersche Buchdruckerel, Speyer

Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart

Printed in Germany

ZUM GELEIT

Das Preisgericht für den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim hat sich im Dezember des vergangenen Jahres entschlossen, dem Mannheimer Gemeinderat

Herrn Professor Dr. Hans Glinz

als Preisträger für das Jahr 1961 vorzuschlagen. Die Wahl fiel ihm leicht, weil sich Herr Professor Dr. Hans Glinz in besonderem Maße um die Erforschung und Pflege unserer Sprache verdient gemacht hat. Die Laudatio sagt dazu aus:

Herr Professor Dr. Hans Glinz hat in einmaliger Weise die deutsche Hochsprache der Gegenwart zum Mittelpunkt seiner Lebensarbeit gemacht. In unermüdlicher Tätigkeit hat er in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren ein Werk geschaffen, an dem heute niemand mehr vorübergehen kann, der sich wissenschaftlich oder pädagogisch mit unserer Muttersprache beschäftigt. Unter seinen Veröffentlichungen haben die beiden Bücher „Die innere Form des Deutschen“ und „Der deutsche Satz“ am stärksten dazu beigetragen, Wissenschaft und Schule zu einer sachgerechten Betrachtung der deutschen Gegenwartssprache zu bewegen. Für Hans Glinz war eine so umfassende Leistung in noch recht jungen Jahren neben seiner beruflichen Tätigkeit nur möglich, weil er sich unablässig und zielbewußt den muttersprachlichen Aufgaben widmete. Ihm ist es zu einem großen Teil zu verdanken, daß die deutsche Schulgrammatik nach jahrzehntelanger dogmatischer Erstarrung wieder als Ganzes in der lebendigen Auseinandersetzung unserer Zeit steht. Hans Glinz ist würdig, zweiter Träger des Konrad-Duden-Preises zu sein, weil er nicht nur seiner Forschung lebt, sondern zugleich bestrebt ist, seine wissenschaftlichen Einsichten über die Schule für die ganze Sprachgemeinschaft fruchtbar werden zu lassen.

Die Stadt Mannheim konnte sich für die Verleihung des Konrad-Duden-Preises an Herrn Professor Dr. Hans Glinz keinen würdigeren Rahmen als den deutschen Germanistentag wünschen, der vom 12.-16. Juni 1962 hier stattfand.



Dr. jur. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

Sprache und Welt

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn eine Stadt wie Mannheim einen Preis für deutsche Sprache stiftet, wenn die Übergabe dieses Preises in die Mitte einer Gesamttagung des deutschen Germanistenverbandes gestellt wird, und wenn der Preisträger nun die Ehre hat, in einer wissenschaftlichen Rede vor einer so erwählten Zuhörerschaft seinen Dank abzustatten, so kann er sein Thema in zwei zwar verwandten, aber doch deutlich unterscheidbaren Bereichen eines gegebenen Rahmens suchen: der Rahmen heißt „deutsche Sprache“, und der Redner kann nun vor allem von der *deutschen* Sprache sprechen – oder er kann vor allem von der deutschen *Sprache* sprechen.

Wenn er sich für die erste Möglichkeit entscheidet, wenn er also den Hauptton auf *deutsch* legt, dann wird es seine wissenschaftliche Aufgabe sein, die *Besonderheit*, die *Sonder-Art* dieser Sprache herauszuarbeiten und alles das ins rechte Licht zu stellen, was diese Sprache von anderen Sprachen unterscheidet – vor allem was sie nach seiner Meinung vor vielen oder sogar vor allen anderen Sprachen *voraus* hat. So wäre das Thema vielleicht früher von den meisten Germanisten und Sprachpflegern aufgefaßt worden, von des Justus Georg Schottel oder Schottelius „Lobreden“ auf die „Uralte HauptSprache der Teutschen“ aus dem Jahre 1641 über Jacob Grimm bis nahe an unsere Gegenwart heran.

Die andere Möglichkeit liegt darin, das zweite Wort des Rahmenthemas zu betonen: deutsche *Sprache*, und damit zu bekunden: es geht um *unsere* Ausprägung des *allgemein menschlichen Gutes* „*Sprache*“. Dann ist die wissenschaftliche Aufgabe, von *unserer* Sprache aus aufzuweisen, was Sprache *überhaupt* ist und wie sie für den Menschen wirksam wird. Es geht dann nicht in erster Linie um das Abheben des Eigenen und um die Erkenntnis des Deutschen in seiner Besonderheit, sondern es geht um den Nachweis des Allgemeinen in diesem Eigenen und um eine Erkenntnis der Sprache als solcher.

Beide Aufgaben bestehen zu Recht nebeneinander, ja jede von beiden ist nur in Verbindung mit der anderen richtig zu lösen; wo die zweite vernachlässigt wird, droht die Gefahr enger Deutschtümelei, und wo die erste vernachlässigt wird, gerät man allzu leicht in wurzellose Spekulation. Für beide Fehlformen gibt es in der Wissenschaftsgeschichte genügend Beispiele, bis hinein in die neueste Zeit. Da meine bisher publizierten größeren Arbeiten vielleicht den Eindruck erwecken konnten, es ginge mir zu einseitig um die eine Aufgabe, um das Deutsche in seiner Sonderart, möchte ich heute die andere Aufgabe in den Vordergrund rücken – so wie es auch der erste Preisträger, Leo Weisgerber, vor fünf Vierteljahren an dieser Stelle getan hat – und ich möchte Ihnen einiges vorlegen zur *Sprache überhaupt*, – wobei natürlich auch dies Allgemeine in erster Linie gewonnen worden ist am *Beispiel* des Deutschen, seiner gemeinsprachlichen Gestalt und seiner Mundarten, also Ihrer und meiner Muttersprache. So bin ich zum Thema gekommen: *Sprache und Welt*.

Ich hoffe auch, daß ich auf diese Weise am ehesten Sie alle in Ihren besonderen Fachgebieten ansprechen kann; denn was haben wir alle, die wir hier als Germanisten versammelt sind, Gemeinsames, wenn wir uns befassen mit Sprachgeschichte, Sprachgeographie, Volkskunde, mit Literaturgeschichte, Literaturtheorie, Interpretation, mit dem Sprachunterricht in allen seinen Zweigen und Stufen, von der Beurteilung eines Abiturientenaufsatzes über ein literarisches Thema bis hinunter zu der Art, wie man Sechsjährige in die Welt des geschriebenen Wortes, in die Kunst des Lesens und Schreibens einführt? Der gemeinsame Bezugspunkt, die *Mitte* all dieses Tuns ist die *Sprache*, unsere *deutsche* Sprache als für uns wirksame und verbindliche Ausprägung von *Sprache überhaupt* – und zwar diese Sprache nicht isoliert, für sich allein, sondern in ihrer *Wirksamkeit*: in ihrer Verbundenheit mit *Welt*, ihrer Abhängigkeit von unserer gesamten Welt, und in ihrem Einfluß in der *Schaffung* von Welt, von ganz materieller Welt (etwa in der gesamten Zivilisation, Wirtschaft, Technik) wie vor allem von *geistiger* Welt. So rechtfertigt sich mir auch von dieser Seite die Wahl des Themas „Sprache und Welt“.

Wenn ich nun als Wissenschaftler das Verhältnis von Sprache und Welt ins Auge fassen will, so liegt es nahe, in drei Stufen vorzugehen:

1. Wie zeigt sich dieses Verhältnis heute jedem denkenden Menschen, schon vor aller wissenschaftlichen Spezialarbeit? Bildlich gesprochen: welcher Befund ergibt sich „von bloßem Auge“, schon vor dem Gebrauch spezieller wissenschaftlicher Verfahren und Instrumente?
2. Welche speziellen Mittel (Verfahren und Begriffe) hat die Wissenschaft bis heute entwickelt, um die Sprache und ihr Verhältnis zur Welt genauer in den Blick zu fassen, die „von Auge“ beobachteten Wirkungen verstehbar zu machen, also um den unmittelbaren Befund gewissermaßen durchsichtig werden zu lassen, ihn kritisch zu vertiefen, zu klären, zu sichern? Welches sind die Resultate?
3. Wie lassen sich diese Mittel (Verfahren und Begriffe) weiter entwickeln, und was für Resultate lassen sich von ihnen erwarten?

Dabei werden die Betrachtungen der zweiten und der dritten Stufe oft unmittelbar ineinander übergehen.

Zur ersten Stufe („Befund von Auge“) braucht nicht viel gesagt zu werden. Jedem unbefangenen Menschen liegt die Wichtigkeit von Sprache und ihr Einfluß auf die Schaffung und Umbildung von Welt, geistiger und materieller Welt, unmittelbar vor Augen. Durch Sprache steuert und regelt man menschliches *Verhalten*, bei andern und bei sich selber; durch Sprache setzt man alle bewußten, überpersönlichen *Normen* und *Bindungen* (Verträge, Verordnungen, Gesetze sind ohne Sprache undenkbar); durch Sprache werden Verstöße gegen diese Normen festgestellt und die entsprechenden Abwehrmaßnahmen in Kraft gesetzt (Prozesse und Urteilssprüche sind ohne Sprache undenkbar); Sprache erst ermöglicht *geistige Zusammenarbeit* von Menschen, sie erst gewährleistet eine gewisse *Dauer* und *Gemeinsamkeit* einmal vollzogener geistiger Akte, einmal errungenen geistigen Besitzes, sie erst ermöglicht die Entwicklung von Religion, Recht, Staatsordnung, und damit die Schaffung aller geistigen und auch aller höheren materiellen Kultur.

Daß dem so ist, braucht man nicht lange zu belegen, und am wenigsten in diesem Kreise von Germanisten, d.h. von Menschen, die sich in ihrer gemeinsamen Arbeit an unserer deutschen Sprache gefunden haben. Wohl aber ist nun zu fragen, *wie* das erfolgt, wie das überhaupt möglich ist; damit kommen wir zur zweiten Stufe, zur Betrachtung der bis heute

entwickelten Begriffe und Verfahren der allgemeinen Sprachwissenschaft oder Sprachtheorie, und die dritte Stufe, eine Weiterbildung dieser Verfahren und Begriffe, wird sich unmittelbar anschließen.

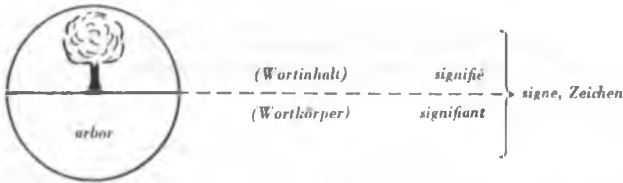
Es sind vor allem *zwei* Aspekte (und zugehörige Methodenkomplexe), die für die moderne Sprachwissenschaft im Vordergrund stehen: der Gedanke, daß die meisten, ja alle sprachlichen Einzelstücke und Einzelmomente in einem *Strukturzusammenhang* stehen und sich von hier aus wissenschaftlich am objektivsten bestimmen lassen – und der Gedanke, daß die sprachlichen *Inhalte* den Hauptreichtum einer Sprache und damit das wichtigste Forschungsfeld der Sprachwissenschaft ausmachen, und daß diese Inhalte in gewissem Maße (freilich: *nur* in gewissem Maße) von ihren lautlichen Trägern abgelöst existieren können. Der eine Gedanke führt zu der Forschungsrichtung, die man „Strukturalismus“ nennt und die vor allem im romanischen, angelsächsischen und nordischen Sprachraum entwickelt worden ist; der andere Gedanke führt zu einer „inhaltbezogenen Sprachforschung“, wie sie als erster in voller Konsequenz Leo Weisgerber fordert.

Beide Gedanken sind durchaus nicht neu – sie haben zu jeder Zeit eine nicht geringe Rolle in der Wissenschaft gespielt; nur werden sie heute in besonderer, bewußter Schärfe und Konsequenz herausgearbeitet. Beide Gedanken und die aus ihnen entwickelten Methodenkomplexe, Strukturalismus und inhaltbezogene Forschung, sind auch keineswegs sich ausschließende Gegensätze oder gar Feinde, wenn es auch zeitweise so scheinen konnte; im Gegenteil, sie ergänzen sich wechselseitig, ja sie sind durchaus aufeinander angewiesen¹. Das soll hier gezeigt werden an der Frage der *Einheiten*, die als grundlegend für die Sprachforschung zu betrachten sind. Jede wissenschaftliche Durchdringung eines Phänomens steht ja zunächst einmal vor der Frage, welche natürlichen Einheiten sich aus dem Phänomen ergeben oder welche Einheiten man für die Betrachtung am besten ansetzt.

Dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Der Stammvater der modernen, mindestens der europäischen Sprachtheorie, in ihren strukturalistischen wie in ihren inhaltbezogenen Vertretern, ist Ferdinand de *Saussure*. Er

¹ Vgl. dazu GLINZ, Die innere Form des Deutschen, ³1962, S. 5–7.

sieht die grundlegende Einheit im sprachlichen *Zeichen*, für das er folgende Hilfsfigur gibt:

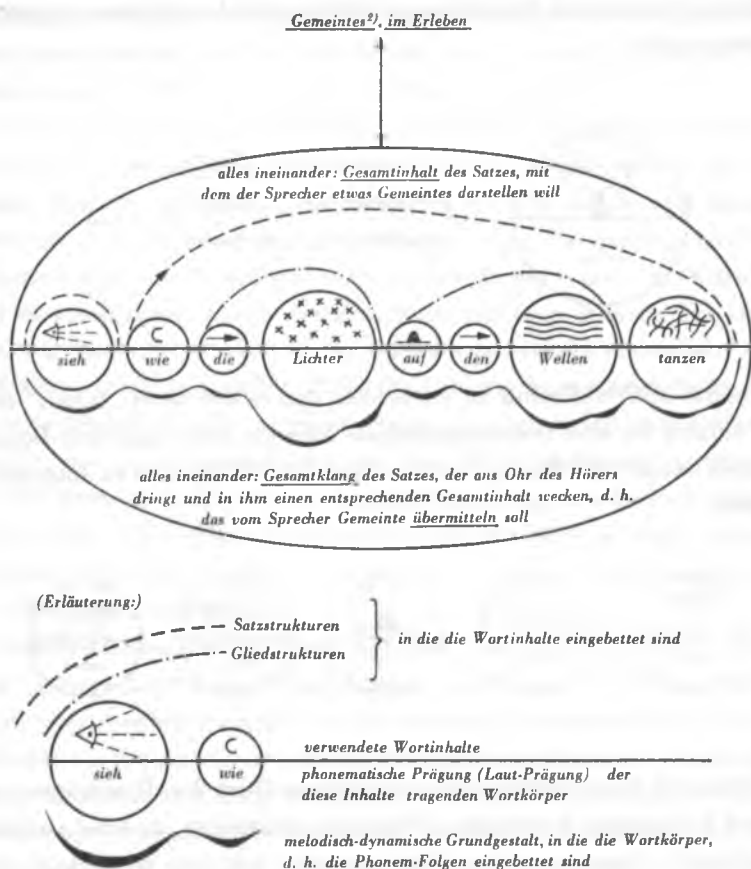


Um das Mißverständnis zu vermeiden, daß es sich beim „Inhalt“ nur und einfach um eine Gegenstandsklasse oder um einen logischen Begriff handeln müsse und könne, variieren wir die Hilfsfigur etwa folgendermaßen:



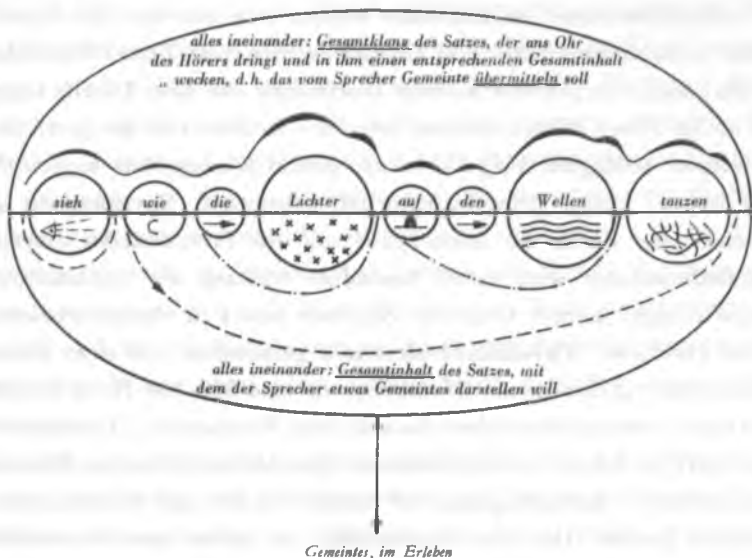
Dabei soll das in Buchstaben geschriebene Wort den Wortkörper mit seinen klanglichen Merkmalen (Phonemen) darstellen, und die abstrakt gezeichnete Figur (eine Art „Hieroglyphe“) soll den Wortinhalt (der eben grundsätzlich nicht konkret zu zeichnen ist) repräsentieren.

Damit haben wir aber erst ein sehr grobes Modell. Wirkliche Rede besteht nicht nur aus Wörtern, sondern aus Sätzen, in die die Wörter eingebettet sind, zu deren Schaffung und Darstellung die Wörter dienen. Betrachten wir demgemäß nicht nur je ein einzelnes „Wort“ in abstracto, sondern ein Stück lebendiger Rede, so brauchen wir schon eine ziemlich komplizierte Hilfsfigur. Stellen wir uns vor, daß jemand in einem bequemen Liegestuhl an einem schönen See liegt, den Wellen und dem Spiel des Sonnenlichts darauf zusieht und voll Behagen über diesen Anblick zu seiner Nachbarin sagt: „Sieh, wie die Lichter auf den Wellen tanzen.“ Nun müssen wir unsere Figur etwa in folgender Weise zeichnen:



Die Anordnung der Figur (Inhaltsseite oben, Klangseite unten) ist von der ursprünglichen Saussureschen Figur übernommen. Um Mißverständnisse auf Grund dieser Anordnung zu vermeiden und die Figur noch brauchbarer zu machen, könnte man „oben“ und „unten“ auch spiegelbildlich umkehren:

² Zum hier verwendeten Begriff des „Gemeintes“ vgl. GLINZ, Ansätze zu einer Sprachtheorie (= Beihefte zum „Wirkenden Wort“ 2), Düsseldorf 1962, S. 40-43.



Nun läßt sich die Kurve, die die melodisch-dynamische Grundgestalt darstellen soll, unmittelbar als Melodie- und Druckkurve verstehen (als gezeichnete Synthese physikalisch-physiologisch meßbarer Werte); ferner läßt sich so noch besser in die Figur hineinsehen, daß das Gemeinte und die menschliche Fähigkeit, Gemeintes überhaupt zu fassen und darzustellen, die Grundlage alles sprachlichen Handelns ist, und daß die Wort- und Strukturinhalte der grundlegende geistige Besitz sind, die Wortkörper aber gewissermaßen die zur Bekundung und Übermittlung dieser Inhalte dienenden hörbaren Signale (oder besser Signalkomplexe).

Betrachten wir nun an Hand der so entworfenen Figur den lebendigen Vollzug sprachlichen Handelns. Für den *Sprecher* ist das Ganze vom *Erleben* her in Bewegung gesetzt, und es ist auf das Erleben bezogen; es soll etwas *Gemeintes* sprachlich gefaßt, festgehalten, mitgeteilt werden.

Im Rahmen dieses Ganzen geht für den Sprecher die Bewegung von den *Rändern* der Figur nach *innen* und in ihrem Kernbereich von links nach rechts: es schwebt ihm zunächst ein *Gesamtinhalt* und eine *klangliche Grund-Gestalt* (eine „Intonation“) vor, wobei diese Intonation vor allem von der Redeabsicht (hier: Ausruf) bedingt ist. Zur Darstellung

des vorschwebenden Gesamtinhalts werden nun aus den (im Sprachbesitz vorhandenen) Satz- und Gliedstrukturen und Einzel-Wortinhalten die geeigneten gewählt, und die Wortkörper, die diese Inhalte tragen und sie im Hörer wecken können, werden – in ihrer von den gewählten Strukturen bedingten Folge – in die Grund-Klanggestalt eingebettet oder besser: einem Grundklangkörper aufgeprägt. Physiologisch gesprochen: der durch die Atemorgane und die Stimmbänder erzeugte Grundstimmstrom wird durch besondere Stellung der Artikulationsorgane (Zunge, Zähne, Gaumen, Zäpfchen usw.) in charakteristischer Weise überformt. Physikalisch-akustisch gesprochen: die dem Grundstimmstrom entsprechende Grundfrequenz (um 300–400 Hertz herum) wird durch verschiedene höhere bis sehr hohe Frequenzen („Formanten“) überlagert, so daß der charakteristische Sprachklang mit seinen Phonem-Realisationen – populär gesagt mit seinen Vokalen und Konsonanten – zustande kommt. Das hier entwickelte, vor allem sprachtheoretisch-geisteswissenschaftlich begründete Modell wird dabei von der naturwissenschaftlichen Frequenzanalyse oder Spektral-Analyse, wie sie in den letzten zwanzig Jahren vor allem in Amerika entwickelt worden ist, in allen Punkten aufs schönste bestätigt³.

Das war der Ablauf für den Sprecher. Für den Hörer geht die Bewegung ebenfalls von links nach rechts, aber *nicht* von oben und unten nach innen, sondern in *einer* Richtung durch die Figur hindurch: von unten nach oben (in der ersten Figur) bzw. von oben nach unten (in der spiegelbildlich umgedrehten, zweiten Figur). Der Hörer nimmt die Gesamtklanggestalt auf, er läßt in sich aus der Intonation die gesamte Lage des Sprechenden und seine Redeabsicht, aus den Wortkörpern und ihrer Folge die Wort- und Strukturinhalte und dadurch den Gesamtinhalt lebendig werden, und er wird so in eine leiblich-geistige Schwingung versetzt, die derjenigen des Sprechers einigermaßen adäquant ist. Das heißt: er *versteht* den Sprecher, er läßt sich das, was den Sprecher bewegt, *mit-teilen*, im elementarsten Sinne dieses Wortes.

³ Vgl. dazu den Bericht von Gunnar M. FANT am VIII. Internationalen Linguistenkongreß „Modern Instruments and Methods for Acoustic Studies of Speech“, gedruckt in den „Proceedings of the Eighth International Congress of Linguists“, Oslo 1958, S. 282–358, mit ausführlichen Literaturangaben.

Hier dürften wir auf einen Punkt gekommen sein, wo sich aus der *Sprachtheorie* manches ergeben kann für die Probleme der *Text-Analyse*, der literarischen *Wertung* und der *Kriterien* bei solcher Wertung⁴: Ausgehen vom *Gesamtinhalt*, von der „Aussage des Dichters“, von der „Erfindung“ – Ausgehen vom *Gesamtklang*, von der musikalischen Gestalt, vom *Rhythmus* i.w. Sinn – Ausgehen von den mancherlei oft übereinandergelagerten und ineinander verwobenen *Strukturen*, z.B. im syntaktischen Bereich, im lexikalischen Bereich, im Bereich des Allegorischen, des Symbolischen. Es könnten sich hier Anhaltspunkte ergeben für eine sachgerechte Verbindung all dieser von verschiedenen wissenschaftlichen Schulen und unter verschiedenen Aspekten entwickelten Verfahren.

Doch ist das heute nicht meine Aufgabe. Hier soll uns nämlich die Analyse des Sprech- und Verstehensaktes und die entsprechende Weiterbildung der Saussureschen Hilfsfigur erst einmal zeigen, wo Strukturalismus und inhaltbezogene Forschung ihren besonderen Ort haben und wie sie, richtig aufgefaßt, nicht Feinde, sondern sich ergänzende, ja aufeinander angewiesene Forschungsrichtungen sind. Nachher soll sie uns noch ein Stück weiterführen.

In jedem der gezeigten Bereiche sind nun nämlich die einzelnen Werte oder Momente nicht nur durch sich selbst bestimmt und begrenzt (gewissermaßen als Individuen), sondern sie verdanken ihre Geltung in größerem oder geringerem Maß ihrer *Stellung* gegenüber ihren Nachbarn, also ihrem Ort in einem *System*, einer *Struktur*, einem *Feld*, wie man für die Inhalte seit Trier und Weisgerber oft sagt.

Am deutlichsten ist das bei den Merkmalen, an denen man die Wortkörper erkennt: den *Phonemen*. Hier haben die verschiedenen Sprachen erstaunlich klare Systeme ausgebildet; wir staunen nur deshalb nicht darüber, weil diese Systeme uns durch unsere Buchstabenschrift, die

⁴ Der Vf. bezog sich hier auf die Vorträge und Diskussionen des vorhergehenden Tages, die dem Thema „Literaturkritik und Probleme der literarischen Wertung“ gegolten hatten. Die angedeuteten Konsequenzen scheinen ihm auch gut zusammenzustimmen mit den Gedanken und Thesen, die Hugo KUHN am folgenden Tag zum Thema „Literaturgeschichte und werkimmanente Interpretation“ vortrug.

auf ihnen ruht, so selbstverständlich geworden sind. Hier haben daher die meisten Forscher, die man Strukturalisten nennt, zuerst angesetzt, hier haben sie ihre überzeugendsten Resultate gewonnen, und hier haben sie ihre Methoden entwickelt, was man den Methoden z.B. meiner amerikanischen Kollegen immer noch sehr deutlich anmerkt.

Aber ebenso wichtig, ja noch wichtiger, sind streng strukturalistische Methoden für die Gewinnung der Einheiten, die die Wortinhalte zu tragen haben (und als deren Unterscheidungsmerkmale die Phoneme einzig fungieren): die Gewinnung der *Wortkörper*. Daß „die“, „Lichter“, „auf“, „den“, „Wellen“ je eigene Wortkörper sind, und *nicht* „die Lichter“, „den Wellen“ oder „auf den Wellen“ *zusammen* je ein Wortkörper, das erfahren wir nie zuverlässig aus inhaltlich-begrifflichen Analysen noch so subtiler Art, sondern nur aus den strukturalistischen Methoden der Verschiebe- und Ersatzproben. Ich darf mir hier wohl Einzelbelege sparen und auf das Buch „Die innere Form des Deutschen“ verweisen sowie auf das eben erschienene Heft „Ansätze zu einer Sprachtheorie“ und auf die vier Aufsätze zu Ziel und Methode der Sprachwissenschaft, die Sie durch die Freundlichkeit meines Verlegers zu Beginn dieser Tagung alle in die Hand bekommen haben oder noch bekommen werden⁵.

Der Strukturalismus bildet also die unerläßliche *Grundlage* – aber er reicht für sich allein *nicht* zu, und er reicht vor allem *nicht* zu im Bereich der *Inhalte*, auch wenn diese Inhalte noch so klar in „Feldern“ geordnet sind.

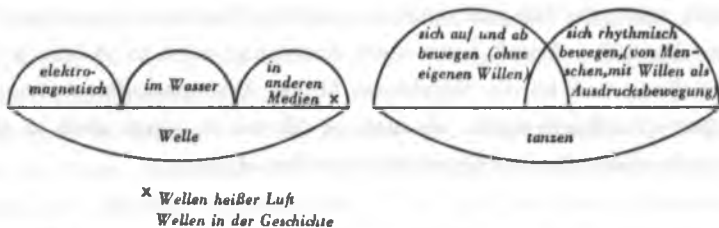
Die ursprüngliche Saussuresche Hilfsfigur für das sprachliche Zeichen (s. S. 13) ist nämlich nur richtig unter der Annahme, daß mit jedem Sprachkörper *ein* sprachlicher Inhalt, und daß insbesondere mit jedem Wortinhalt *ein* Wortkörper verbunden ist, daß also ein „one to one-System“ oder, wie der Mathematiker sagt, eine ein-eindeutige Zuordnung von Wortkörpern zu Wortinhalten vorliegt, und umgekehrt.

⁵ Die innere Form des Deutschen, eine neue deutsche Grammatik, Bern und München, 1962, 505 S., mit einer Beilage.

Ansätze zu einer Sprachtheorie, Beiheft 2 zum „Wirkenden Wort“, Düsseldorf 1962, 93 S.

Ehrengabe zum Germanistentag, Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf, 1962, 80 S. (enthält vier Aufsätze von Leo WEISGERBER aus den Jahren 1955–61 und vier von GLINZ aus den Jahren 1946–57).

Diese Annahme trifft aber nicht zu; vielmehr muß oft ein Wortkörper zwei, drei oder noch mehr verschiedene Inhalte tragen, und umgekehrt kann nicht allzuselten ein und derselbe Inhalt von zwei oder sogar noch mehr verschiedenen Wortkörpern getragen werden. Die Sprache ist eben nicht mathematisch genau und schlüssig durchkonstruiert, sondern sie steht in der Mitte zwischen denkmäßig-konsequenter Folgerichtigkeit, künstlerisch bedingter Komposition und ganz spontaner, freier Gestaltung an einzelnen Stellen. So müßten wir für die meisten wichtigen Wörter unsere Hilfsfigur wie folgt erweitern:



Dabei läßt sich oft gar nicht genau angeben, ob die betreffenden Wortinhalte deutlich voneinander getrennt sind, z. B. bei „tanzen“, oder ob durch *einen* Wortinhalt in zwei verschiedenen Sachbereichen je etwas Verschiedenes gemeint werden kann (wir treffen hier auf die stets offene Möglichkeit des *metaphorischen* Sprechens). Und wo ein Wortkörper sichtlich mehrere völlig voneinander zu scheidende Inhalte trägt (z. B. „Zug“ für „Zug im Gesicht“ – „Zug von Menschen“ – „Eisenbahnzug“ – „Zugluft“ – „Zug“ als physikalischer Begriff, im Gegensatz zu Druck, usw.), da ist wieder zu prüfen, ob der Wortkörper von all diesen Inhalten her einen gewissen „Trägerwert“ gewinnt, etwas wie eine „allen diesen Inhalten gemeinsame Färbung, gemeinsame Sicht, gemeinsame Benennungs-Perspektive“, oder ob es sich um völlig getrennte Wörter handelt, so daß nur zufällig (gewissermaßen durch ein Versehen der Sprache) zwei sich durchaus fremde Inhalte von gleichlautenden Wortkörpern getragen werden müssen, wie „Bank“ (die Bank, auf der man sitzt – die Bank, die Geld ausleiht) oder „Schalter“ (der Schalter, mit dem man einen elektrischen Stromkreis schließt oder unterbricht, und der Schalter, hinter dem ein Beamter oder Angestellter sitzt) usw.

Aus dem allem zeigt sich, mit welcher *komplexer* Struktur wir bei den sprachlichen Inhalten aller Art rechnen müssen; es ist zwar nicht eine rein willkürliche Struktur, aber sie ist auch in keiner Weise so schematisch-regelmäßig, wie es die meisten logistischen und auch manche strukturalistischen Sprachtheoretiker – und das meistens ganz harmlos und unbewußt, ja naiv – glauben annehmen zu dürfen. Der gesamte Bereich der sprachlichen Inhalte hat *nicht* eine gleichförmige und *berechenbare*, wohl aber eine zugleich denkmäßig angelegte und gerichtete wie eine künstlerisch gestaltete, jedenfalls eine *verstehend nachvollziehbare* Struktur. Diese Struktur gilt es in der inhaltbezogenen Forschung herauszuarbeiten, und zwar für jede einzelne konkrete Sprache, in unserem Fall für das Deutsche. Damit kann diese Forschung auch in vielem an die Fragestellung und an die Ergebnisse älterer Wissenschaftsepochen anschließen – vielleicht mehr, als man es oft meint, wenn auch in einer ganz anders bewußten methodisch-kritischen Haltung.

Die Sprachtheorie aber, als Rechenschaft nicht nur von *einer* Sprache, sondern von Sprache überhaupt, hat noch eine weitere grundlegende Aufgabe: sie muß zu zeigen, mindestens zu entwerfen versuchen, wie man sich die *Entstehung* von Sprachinhalten und Sprachkörpern überhaupt *denken* kann – und zwar so, daß diese merkwürdige, nicht regelmäßige und doch als motiviert nachvollziehbare Struktur erklärbar wird, daß das *merkwürdige Durcheinander von Abhängigkeit und Unabhängigkeit zwischen Wortinhalten und Wortkörpern* erklärbar wird, das die deskriptive Forschung aufgedeckt hat und stets neu aufdeckt, und daß all die merkwürdigen *Veränderungen in den Wortkörpern, den Wortinhalten und ihren Beziehungen* erklärbar werden, die das so reizvolle Forschungsfeld der Sprachgeschichte ausmachen und die man in älterer Wissenschaftssprache als „Lautwandel“ und vor allem als „Bedeutungswandel“ zu bezeichnen pflegt.

Damit komme ich zum dritten Teil dieser Rede, und ich möchte vor Ihnen ein Denk-Modell entwickeln, das mir eine befriedigende Lösung dieser Fragen zu gestatten scheint, ein Denkmodell für die *Schaffung* von Sprachinhalten und Sprachkörpern und von ganzen Inhaltsstrukturen. Und da ich nun einmal eine Schwäche für graphische Hilfsfiguren habe,

will ich auch hier wieder zur sinnfälligen Darstellung der nicht ganz leichten Gedankengänge eine Hilfsfigur in sich folgenden Stufen zu entwickeln versuchen. Was ich Ihnen nun vortrage, ist also nicht mehr „wissenschaftlicher Befund“, auch nicht mehr Begriffsbildung im strengen Sinne, sondern es ist der Entwurf einer *Hypothese*⁶, mit deren Hilfe möglichst alle konkreten Befunde und Begriffe am besten in ihrem Zusammenhang verstanden werden können.

Denken wir uns einen Menschen, der mit der grundlegenden sprachlichen und künstlerischen Kraft begabt ist, die das Menschengeschlecht als solches auszeichnet, der aber noch nicht in einer Sprache und damit in einer Zivilisation lebt und eingehaust ist, sondern allen Mächten, die von außen und auch von innen auf ihn wirken, noch völlig unmittelbar und schutzlos gegenübersteht.

In einer Zeichnung – natürlich ist es wie stets nur eine „Hilfsfigur“ – mag ein Auge den Menschen, ein Ineinander und Durcheinander von Linien die „Mächte“ symbolisieren, d. h. alles, was dem Menschen begegnet.



Hier erhebt sich nun allerdings die Frage: *Ist* das, was dem Menschen von außen (und innen) begegnet, so dynamisch, so wogend, ja so

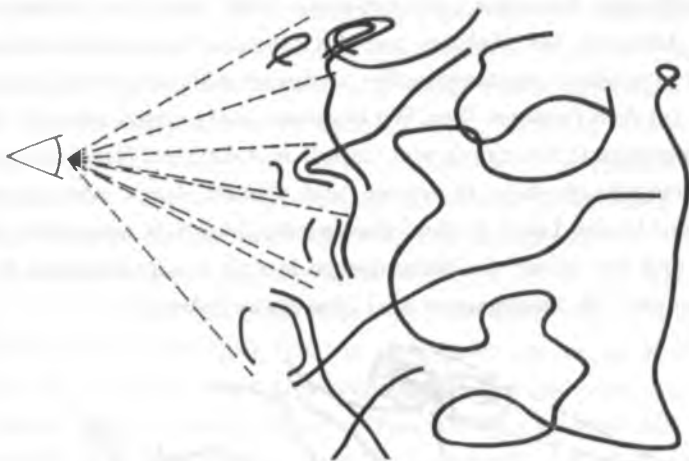
⁶ Die Fruchtbarkeit und wissenschaftliche Dignität von tauglichen Hypothesen muß wohl im Zeitalter der theoretischen Physik nicht eigens begründet werden.

chaotisch, wie es hier durch die Zeichnung und den Namen „die Mächte“ vorgestellt wird? Lebt der Mensch nicht von Anfang an in einer *geordneten* Welt, die er nur noch nicht als solche erkennt und durchschaut? Wir stehen damit in der Mitte unseres Themas, wo das Problem „*Sprache und Welt*“ sich erweitert zu dem Problem: „*Mensch und Welt*“; wir stehen zugleich vor einer zentralen philosophischen, ja vor einer Glaubensfrage, die jeder, der sich mit Sprachtheorie befaßt, für sich persönlich beantworten muß. Was mich betrifft, so komme ich zu folgender Antwort: Wenn wir *alles abziehen*, was durch Sprache, Denken, Kunst, Handwerk, Technik an *geordneter* – für den *Menschen* geordneter – Welt geschaffen worden ist, dann glaube ich tatsächlich, daß sich der Mensch *vor* der Sprache wirklich nur „Mächten“ gegenüber sah, wild durcheinander wogenden Bewegungen, daß er ihnen ausgesetzt war, in sie *geworfen* war, daß er sie erst zur Welt *machen* mußte – oder, biblisch gesprochen, sie sich erst zu Welt *machen lassen* mußte, durch den Anruf Gottes.

Versuchen wir nun, in voller Anerkennung der glaubensmäßigen Tiefe und der theologischen Bedeutsamkeit, doch möglichst nur mit den wissenschaftlichen Denkmitteln des Linguisten und Erkenntnistheoretikers zu arbeiten und zu sehen, wie weit wir damit kommen.

Der Mensch also, der sich dergestalt gegenüber den wogenden, ihn bedrängenden oder entzückenden Mächten befindet – ich bitte nochmals zu bedenken, es ist immer eine Hypothese, ein Denkmodell – dieser Mensch versucht nun seinerseits auf die Mächte zu *wirken*, sich ihnen gegenüber zu *behaupten*, und zwar nicht nur materiell-stofflich (indem er seine Gliedmaßen und vor allem seine Hände in „praktischer Absicht“ gebraucht, indem er Werkzeug schafft und damit das ihm Entgegenstehende seinem Willen dienstbar zu machen versucht), sondern vor allem auch *seelisch-geistig*: er *faßt* einen Ausschnitt, einen besonders wichtigen oder besonders bedrohlichen Bereich des ihm Begegnenden genauer „*ins Auge*“, und er setzt der Bewegung, die hier auf ihn eindringt (vor allem seelisch-geistig auf ihn eindringt), ein Stück *eigene* Bewegung entgegen – eine Bewegung, die nicht unmittelbar zweckgerichtet ist, wie etwa das Greifen (denn hier kann er nicht mit Händen greifen), sondern eine *Ausdrucksbewegung*. Zuerst ist es vielleicht eine gesamtkörperliche Bewegung und Schwingung, ein Tanz, dann wird es eine „spezialisierte Bewegung“,

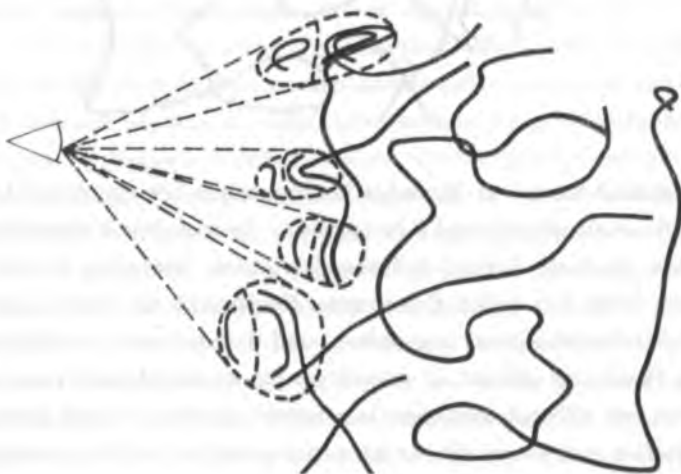
die zugleich eine hörbare, musikalische Gestalt schafft: eine Klangbewegung, eine *Klanggebärde*, etwas zugleich leiblich und seelisch Vollzogenes.



Nun entspricht diese vom *Menschen* herkommende Bewegung und Gestalt – Ausdrucksbewegung und Klanggestalt – der von den *Mächten* herkommenden, als lustvoll oder bedrohend erlebten Bewegung und Gestalt; einem Stück *von außen Erfahrenem, Erlebtem* ist ein Stück *eigene, klingende Ausdrucksbewegung* zugeordnet, und dadurch wird das *Erlebte gefaßt*, die Bewegung *gebannt*, in doppeltem Sinne: der Mensch kann sie durch dieses sein selbstgeschaffenes Gegenstück aus allem andern *herausheben, festhalten und heranholen*, er kann sich innerlich mit ihr *verbinden und identifizieren* – aber er kann auch durch dieses gleiche, selbstgeschaffene Gegenstück die fremde Bewegung *von sich wegschieben, fernhalten, unschädlich machen*. Beides ist im deutschen Wort „bannen“ enthalten, beides ist die Grundleistung aller *dichterischen* Gestaltung, alles *dichterischen* Wortes, nämlich Erlebtes, Geschautes, Erfahrenes festzuhalten, dauerhaft zu machen, oder es zu überwinden, unschädlich zu machen – man denke für das Identifizieren etwa an Goethes Mailed („Wie herrlich leuchtet mir die Natur“), für das Überwinden aber an den „Werther“.

Wir befinden uns also mit unserem „Denkmodell für Sprach-Inhalts-schaffung“ nicht in der dünnen Luft bloßer Konstruktion und Speku-

lation, sondern wir versuchen nur, von dem aus, was wir heute noch überall an Dichtung und überhaupt an lebendiger Sprache als Phänomen vorfinden, uns zum Urphänomen, gewissermaßen zur Ursituation des sprachschaffenden Menschen zurückzutasten. Daß dabei die Erfahrungen und Aussagen des Dichters und des Literaturwissenschaftlers mit denen des Linguisten zusammentreffen, ist uns ein willkommenes Zeichen, wir seien auf dem richtigen Weg. Wir brauchen jetzt nämlich nur noch die erlebte, begegnende Bewegung und Gestalt und die vom Menschen von sich her entgegengesetzte Bewegung und Gestalt durch einen Kreis (besser: eine Umriß-Linie) in ihrer Zusammengehörigkeit augenfällig zu machen, und wir haben das Saussuresche Modell des sprachlichen Zeichens, von dem wir ausgegangen sind (nur etwas gedreht):

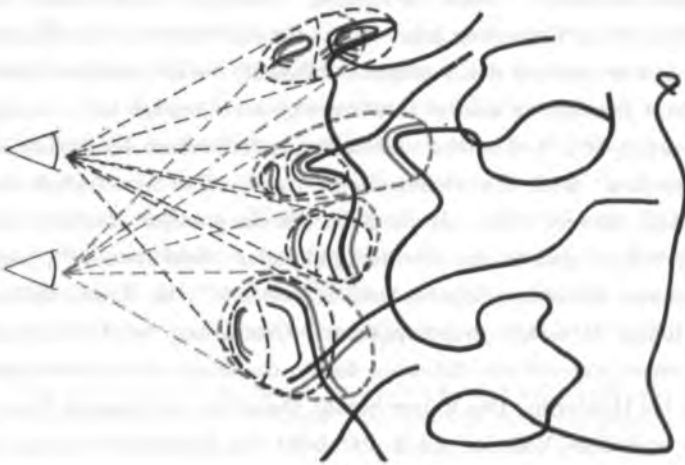


Wir können hier mühelos alles ablesen und als wesengemäß verstehen, was uns Saussure erstmals genau sehen gelehrt hat: das sprachliche Zeichen ist *weder* von den *Mächten* her determiniert (der Mensch hätte auch einen anderen Ausschnitt zunächst in den Blick fassen und bewältigen können), *noch* ist es *rein vom Menschen* her determiniert (es ist seine *Antwort* auf die *Herausforderung* der Mächte). *Weder* sind also die *Sprachinhalte* a priori da, *noch* sind die *Sprachkörper* a priori da, sondern beide entstehen *miteinander*, durch ein geistig-leibliches, zugleich denk-mäßiges wie künstlerisches *Handeln* des Menschen. Die sprachlichen

Zeichen – als Miteinander, ja Ineinander von Sprachinhalten und Sprachkörpern – sind das Ergebnis des *Zusammentreffens* und der *Auseinandersetzung* des Menschen mit den Mächten.

Nun können wir die Entwicklung einer Sprache verstehen als eine *Folge unzählbarer, immer wiederholter derartiger Fassungs-, Gestaltungs-, Bannungsakte*, die die Menschen in ihrem Zusammentreffen und ihrer Auseinandersetzung mit den Mächten vollzogen haben. Wir müssen nur neben dem *einen* Menschen, den wir bisher um der Einfachheit willen nur betrachtet haben, noch die *andern* Menschen in den Blick fassen und das *Zusammenwirken verschiedener Menschen* bedenken.

Denken wir uns zwei oder mehr Menschen, die in gleicher Situation den gleichen Mächten gegenüberstehen; sie werden sie im wesentlichen gleich erleben, aber doch nicht in allen Teilen genau gleich. Der zweite wird die Ausdrucks- und Gestaltungsbewegung des ersten sinnlich aufnehmen (sehen und hören), er wird sie selbst in gleicher oder ähnlicher Gestalt nachbilden, und er wird dabei innerlich-geistig in die gleiche Richtung schauen, aber – weil er innerlich und äußerlich nicht in ganz gleicher Lage ist – nicht unbedingt den genau gleichen Ausschnitt aus dem ihm Begegnenden herausheben wie der erste. So bildet sich für ihn bei *gleichem* Sprachkörper ein zwar *grundsätzlich entsprechender*, aber doch *nicht genau gleicher* Sprachinhalt.



Ja, vielleicht wird dieser zweite Mensch durch die aufgenommene und übernommene Ausdrucksbewegung angeregt, einen *andern* Bereich der Mächte ins Auge zu fassen, und damit einen *ganz andern Inhalt* zu bilden: damit trägt ein und derselbe Sprachkörper für den einen Menschen diesen, für den andern einen andern Inhalt. Durch weiteres gemeinsames Handeln gegenüber den Mächten kann sich das zeigen (als „Mißverständnis“), und in der Folge können sich die Sprachkörper-Sprachinhalts-Bindungen des einen oder des anderen durchsetzen; es kann aber auch sein, daß nun beide den gleichen Sprachkörper, die gleiche „Gegenbewegung gegen die Mächte“ für beide Bereiche anwenden, daß also *ein* Sprachkörper zwei verschiedene Inhalte zu tragen hat. Ferner – und das ist besonders wichtig: wenn eine neu begegnende Bewegung gebannt werden soll, dann wird der Mensch oft nicht eine völlig neue „Gegenbewegung“ dazu erschaffen, sondern er wird eine „Gestalt-Antwort“ übertragen, die er schon früher auf eine irgendwie vergleichbare Bewegung hin geschaffen hatte, oder die von einem andern schon früher für eine vergleichbare Bewegung geschaffen worden war. Auch so kann es dazu kommen, daß *ein* Sprachkörper *zwei verschiedene* Inhalte zu tragen hat; der gemeinsame Zug an diesen beiden Inhalten, der die Übertragung des Wortkörpers von einem auf den andern motivierte, kann dann als „Trägerwert“ dieses Wortkörpers faßbar sein.

Das war die rein linguistische Folgerung aus dieser „Übertragung einer Gestalt-Antwort“. Noch bedeutend wichtiger dürfte aber die *dichtungstheoretische* Folgerung sein: was es für ein Volk und eine Kultur bedeutet – gerade auch in der heutigen Großstadt, wie sie uns Herr Oberbürgermeister Reschke in seinem Grußwort gestern gezeigt hat – was es bedeutet, meine ich, daß solche „Gestaltungs-Antworten besonders begabter Menschen“ auch den vielen, die sie *nicht* selbst zu schaffen vermocht hätten, als eine *Gabe*, als ein *Erbe*, als ein *geistiger Reichtum* zur Verfügung stehen; daß es also Dichter gibt, oder „Schriftsteller“, nämlich „für andere Menschen Sagende und Schreibende“, die diesen andern bei der – jedem Menschen aufgetragenen – Gestaltung des Lebens und Auseinandersetzung mit den Mächten *helfen*, die ihnen darin *vorangehen* (hymnisch bei Hölderlin: Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigner Hand / Zu fassen und dem Volk ins Lied / Gehüllt die himmlische Gabe zu

reichen). Hier ergibt sich auch eine sprachtheoretische Fundierung für all das, was uns gestern im Eröffnungsvortrag dieser Tagung in einer ebenso hübschen wie klugen und eindringlichen Weise gezeigt und ans Herz gelegt worden ist⁷.

Doch kehren wir von der Literaturwissenschaft, Literatursoziologie und Literaturpädagogik wieder zurück zur Sprachtheorie im engeren Sinne. Es läßt sich also in unserm Gedankenmodell, wenn wir es weit genug entwickeln, der ganze, merkwürdige, nicht reguläre und schematisierbare, aber doch als motiviert nachvollziehbare Sprachbau verstehen, wie er sich als empirischer Befund bei der Betrachtung der Wortinhalte, Wortkörper, Trägerwerte und ihrer vielfachen Beziehungen seit jeher in der Sprachforschung ergeben hat. Es läßt sich verstehen, warum die Inhalte so merkwürdig zwischen Schärfe und Unschärfe schwanken können, warum sie sich im Lauf der Zeit teils mit ihren Wortkörpern zusammen, teils von ihnen abgelöst weiterentwickeln usw. Es läßt sich also alles verstehen und in seinen richtigen Proportionen fassen, was die Sprachgeschichte als „Bedeutungswandel“, „Bezeichnungswandel“, „Strukturwandel“ aufgedeckt und beschrieben hat.

Vor allem aber haben wir in unserm Gedankenmodell – und das ist ja unser Hauptthema – eine anschauliche Verstehensmöglichkeit für das Verhältnis von *Sprache* und *Welt*.

Wenn wir „Welt“ in einem populären Sinne auffassen, als „alles was uns begegnet, was existiert“, wenn es also dem entspricht, was wir hier die „Mächte“ genannt haben, dann zeigt sich uns, wie die *Sprache* dem Menschen dazu hilft, diese Welt zu *bannen*, ihre Erscheinungen zu *ordnen*, sich „ein *Bild*“ von ihr zu machen und mit Hilfe dieses ordnenden Bildes ihr gegenüber zu *handeln*. Damit stehen wir bei Humboldts und Weisgerbers „Umschaffung von *Sein* in *Bewußtsein*“; ja, wir können hier bildhaft vor uns sehen, was Weisgerber mit der „sprachlichen *Zwischenwelt*“ meint: die je besondere, von den Menschen in ihren historischen Gemeinschaften mit Hilfe ihrer Sprachkraft geschaffene geistig-seelische *Ordnung*, die sich zwischen ihnen und den „Mächten an sich“ ausspannt.

⁷ Robert MINDER (Paris) sprach an Stelle des verhinderten Max RYCHNER über „Literarische Forschung und Kritik“ und berührte dabei vor allem auch das Verhältnis von Universitätsgermanistik, öffentlicher Meinung und höherer Schule.

Wir können aber noch weiter gehen: in einem tieferen Sinne schaffen die Menschen durch die Sprache (und durch alle Kultur, die sich mit Hilfe der Sprache entwickelt) nicht nur ein *Bild* von der Welt, im Sinne einer „Abbildung“, sondern sie *fassen* das Wirken der ihnen begegnenden Mächte erst in ein Bild, so daß diese „Mächte“ erst dadurch überhaupt zur Menschenwelt *werden*. Die inhaltlich-geistige Struktur, die da entsteht durch die sprachschaffende Arbeit der Menschen in ihren Gemeinschaften, durch die Zuordnung denkmäßig-künstlerischer Gestalten, und die Weisgerber die „Zwischenwelt“ nennt – sie ist nicht nur ein *Vorhang*, der das „eigentliche“ Sein, die Mächte an sich *verhüllt* oder *deformiert*, sondern sie ist zugleich ein *Bildschirm* (– in einem viel höheren Sinne als beim Fernsehen! –), auf dem dieses Sein *überhaupt erst für den Menschen sichtbar, geistig faßbar, verstehbar*, ja auf dem es erst für den Menschen *dauerhaft* und *sicher* wird. Insofern *schaft* die Sprache überhaupt erst Welt, insofern ist sie die wahre *Vermittlerin zwischen Subjekt und Objekt* und die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Subjekt und Objekt, wie Humboldt sagt: als das *Zeugnis* und *Ergebnis* der geistigen *Auseinandersetzung des Menschen mit den Mächten*, als das *Werkzeug* stets neuer solcher Auseinandersetzung, als die Gewähr für *Verstehen* und *geistiges Zusammenarbeiten* vieler Menschen, als Gewähr für die *über-individuelle Dauer geistiger Ordnungen überhaupt*.

So, glaube ich, gelingt es uns, eine wissenschaftlich zureichende Vorstellung vom Verhältnis von Sprache und Welt zu gewinnen: eine Vorstellung, die den Grunderfahrungen des dichterischen Menschen gerecht wird und die doch nicht in magische oder mystische Auffassung abgleitet – eine Vorstellung, die auf sicherem linguistischem und erkenntnistheoretischem Boden ruht und doch nicht banal wird, sondern das Nicht-Verfügbare, das Personale, das schließlich immer ein Geheimnis bleibt, mit einzuschließen vermag – eine Vorstellung endlich, die der Grundverfassung des Menschen als eines *geschichtlichen*, den „Mächten“ gegenübergestellten, in sie *geworfenen* Wesens gerecht wird.

Eine solche Vorstellung von „Sprache“ und „Welt“ nun, so scheint mir – und damit komme ich zum Schluß – ist für unsere *gesamte* Arbeit

als Germanisten, d. h. als Sprach- und Literaturwissenschaftler, -historiker und -didaktiker im Bereiche des Deutschen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie gibt uns die Möglichkeit, die verschiedenen konkreten Probleme und Aufgaben, die uns beschäftigen, nicht vereinzelt, sondern an ihrem Ort in einem umgreifenden Zusammenhang zu sehen. Sie läßt uns Kriterien gewinnen für die Beurteilung der Sprache und ihrer Rolle in unserem ganzen Leben, für die Rolle der Dichtung in diesem Leben, für die Rolle der Sprache (nun im engeren Sinn) in der Dichtung. Wie sehr wir solche Kriterien brauchen können, wissenschaftlich nüchterne und doch künstlerisch zureichende Kriterien, gerade für die Literatur und damit für die geistig-künstlerische Sprache und Welt unserer Gegenwart von 1962, das lehrt uns jeder Blick auf die heutige Sprach- und Literaturkritik, wie sie in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen wie auch in jedem Lehramt von Berufenen und hie und da auch von weniger Berufenen in vielfältiger Weise ausgeübt wird und wie wir sie gestern⁸ diskutiert haben. Hier liegt wohl auch, nicht weniger als im Verständnis der Sprache unserer jüngeren und älteren Vergangenheit und der Bewahrung unseres literarischen Erbes aus allen Zeiten, eine der wichtigsten Aufgaben für alle, die wir uns Germanisten nennen.

Und mit dieser Wendung zum allgemeinen Thema des heutigen Tages, das ja heißt „Sprache der Gegenwart“, lassen Sie mich enden, und haben Sie herzlichen Dank für Ihre so freundliche und so ausdauernde Aufmerksamkeit.

⁸ Siehe Anm. 4, S. 17.

Seitherige Arbeiten des Verfassers zu den hier behandelten Problemen:

Ziele und Arbeitsweisen der modernen Sprachwissenschaft, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 200. Band, 1963, S. 161–181.

Über Wortinhalte, Wortkörper und Trägerwerte im Sprachunterricht, IRAL, International Review of Applied Linguistics in Language Teaching, Heft 1, Heidelberg 1963, S. 42–49.

Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse, eine Verbindung strukturlinguistischer und literaturwissenschaftlicher Arbeit, Beiheft zum „Wirkenden Wort“, erscheint Ende 1964.

Sprache, Wissenschaft und Kunst, Elementarbuch der Interpretation und Sprachtheorie, für Studenten und Lehrer, erscheint 1965 bei Schwann, Düsseldorf.